

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 163. Bromberg, den 19. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(7. Fortsetzung.)

Peter schob die Blätter beiseite:

„Ich sehe, daß der Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche einen Kostenanschlag beigefügt hat, dem die Arbeitslöhne teilweise fehlen."

Aha, jetzt kommt es, dachte der alte Herr. Eigentlich schade, daß du auch nicht anders sein wirst als die andern, mein Sohn.

„Gewiß, das geschah auf meinen ausdrücklichen Wunsch. Wie Sie sehen, Herr Ingenieur", Engelrodt gebrauchte zum ersten Mal Peter gegenüber diese formelle Anrede, „fehlt mir das Gehalt des Kulturtechnikers, wie Sie es wohl gemerkt haben werden. Und da liegt der Hase im Pfeffer. Meine Vorschläge für diesen Kulturtechniker können nur so aussehen: Er wird auf der Hoherodtskopfburg Wohnung und Verpflegung finden, sowie ein wöchentliches Taschengeld von 25 Reichsmark. Ist die Arbeit beendet, so erhält er, gleichgültig, wie lange sie gedauert hat, eine Pauschalentschädigung von 500 Reichsmark. Das ist alles, was ich für die Trockenlegung der Hoherodtskopfburg bieten kann. Reisevergütung vergaß ich noch zu erwähnen. Und nun, junger Mann, haben Sie wohl genug von hier oben. Wann darf ich den Wagen wieder anspannen lassen, daß er Sie hinunter zur Bahnstation bringen kann?"

„Wenn alle Ihnen gehörigen Moore zu Kulturland geworden sind, Herr Engelrodt. Nicht eher und nicht später", entgegnete Peter Ott ruhig.

Da sprang der Alte auf:

„Donnerwetter! Und das genügt Ihnen für eine Tätigkeit, die Ihnen normalerweise ein paar tausend Mark einbringen kann?"

Peter Ott lächelte ernst.

„Um Schätze zu sammeln darf man nicht Moorbauer werden. Aber es gibt Dinge, die sich durch sich selbst belohnen und die einem als Ideal vorschweben. Wissen Sie übrigens, wer ein leidenschaftlicher Verfechter der Moorkultur gewesen ist, Herr Engelrodt?"

„Nein".

„Friedrich der Große! Die größte Persönlichkeit aus Preußens Geschichte. Mit der erste Versuch, den er nach dieser Richtung unternahm, war das Gut Schmolsien, ich habe es zu Studienzwecken vor nicht allzu langer Zeit aufgesucht."

„Friedrich der Große? Was wissen Sie Näheres darüber?" fragte Engelrodt interessiert.

„Es ist nicht viel, aber doch genug, um auch uns einen Weg zu weisen. Schmolsien war immer königlicher Hausfideikommiß, wenn auch nicht gerade ein ertragreicher. Die dortigen großen Bruchflächen waren bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ohne Bodenkultur. Aber gleich nach dem Hubertusburger Frieden begann der große Friedrich erneut mit den Landmeliorationen. Schon während der vielen Jahre während des siebenjährigen Krieges hatte er ja in der Priegnitz und in der Neumark das erfolgreiche Werk seines Vaters in der Trockenlegung von Brüchen fort gesetzt. So ließ er in den Jahren 1772—1776 das Leba- und Schmolsiener Bruch durch Kanäle und ein vollständiges Grubennetz entwässern. 50 000 Taler wurden dazu aufgewendet. Sehen Sie, Herr Engelrodt, auch damals war das Geld in Preußen verflucht knapp. Glauben Sie, daß der Mann, der vor etwa 150 Jahren meinen Posten einnahm, mehr dafür bekam, als Sie mir bieten? Als der unselige Umsturz 1918 kam, war ich drüben in Mexiko. Aber jetzt kann ich vielleicht an dem großen Neuaufbau mitschaffen. Sie geben mir die Gelegenheit dazu, der Heimat zu dienen, und gerade darum nehme ich es an, Herr Engelrodt. — Nun aber wollen wir von wichtigeren Dingen sprechen, als von meinen Einnahmen. Liegt das andere Kapital fest oder ist es für die Arbeitszwecke jederzeit verfügbar?"

„Auf Heller und Pfennig, junger Mann. Unten in der Kreisstadt, sie liegt am Fuß des Vogelgebirges, können wir es jederzeit erheben."

„Gut, Herr Engelrodt, wenn es Ihnen recht ist, so fasse ich für die nächsten paar Tage das Gebiet, das bearbeitet werden soll, noch genauer ins Auge. Inzwischen machen wir die notwendigsten Bestellungen und holen von den Maschinenfabriken Kostenvoranschläge ein. Merkwürdigerweise habe ich schon eine große Anzahl von Rasenwegen gesehen, die durch das zu kultivierende Gebiet gezogen sind. War denn vor mir schon einmal ein anderer Fachmann an der Arbeit?"

Engelrodt lachte: „Selbst ist der Mann! Sehen Sie, aus einer der Werbeschriften des Vereins für Moorkultur habe ich alter Esel dies und das gelernt. Eine Kraftleitung ist bereits vorhanden und Transformatorwagen ebenfalls. Aber warum strahlen Sie denn so, als wäre der liebe Gott in höchst eigener Person zu Ihnen gekommen?"

„Ist er auch, Herr Engelrodt, ist er auch. Wissen Sie, daß ich mir oben ausgerechnet habe, wieviel Arbeitslosen wir auf lange Monate hinaus Geld und Brot geben können?"

„Weiß ich ganz genau, Herr Ott. Und nun lassen Sie sich nochmals die Hand schütteln. Sind ein ganz famoser Kerl, mit dem meine alte Bärbe bestimmt auch in Ruhe auskommen wird. Ist ein bißchen schrullig, aber treu wie Gold."

Er öffnete die Tür und rief mit dröhnender Stimme hinunter:

„Bärbe, Bärbe, stell unten im Eßzimmer was zu essen und zu trinken hin, ich habe einen Gast, der bleibt bei uns. Na, dann kommen Sie mal, Herr Ott, und Glück und Segen für die Arbeit."

Peter schlug in die Hand des alten Herrn ein:

„Glück und Segen, Herr Engelrodt", sagte er bewegt.

Sie kletterten wieder die Wendeltreppe hinunter. Von dem steinernen Hausflur, der kalt und feucht war, ging es in ein kleines Zimmer zu ebener Erde. Es war behaglich eingerichtet mit alten Ripsmöbeln und schönen Mahagonieschränken, die Wände bedeckt mit Geweihen. Eine gemütliche alte Petroleumlampe strahlte über dem Eßtisch, der

einfach, aber blitzsauber gedeckt war. Eine alte Frau in der Tracht der Bäuerinnen kam mit einem großen Tablett aus einer Art Anrichte.

„Also, das ist die Bärbe, mein Hausdrachen", stellte Engelrodt vor," und das, Bärbe, ist der Ingenieur Ott, der jetzt bei uns bleiben will und uns helfen, daß wir das Moor in Ordnung bringen und Arbeit für unsere Bauern schaffen."

Peter schüttelte der alten Frau mit dem guten, verrunzelten Gesicht herzlich die Hand. Bärbe sah ihn aufmerksam an, dann sagte sie still:

„Gott vergelt's Ihnen, was Sie hier an unseren Leuten tun wollen, Herr Inschnieur."

Sie rückte alles handlich auf dem sauberen Leinentuch zurecht und verließ dann das Zimmer.

„Sie hat die traurigste Geschichte hinter sich, die eine Frau und Mutter durchmachen kann", berichtete Engelrodt, für wie alt halten Sie die Frau, Ott?"

„Für eine hohe Siebzigerin", antwortete Peter nach einigem Überlegen.

„Sie ist achtundfünfzig. Der Weltkrieg hat ihr vier Söhne genommen. Drei fielen vor Verdun — sie standen im gleichen Regiment, die drei Brüder Sarner, sie waren wegen ihrer Tapferkeit an der ganzen Westfront bekannt. Als der vierte dann als sechzehnjähriger Kriegsfreiwilliger ins Feld zog und eine kaiserliche Kabinettsorder ihn aus der Front zurückbefahl, hat der Bengel erklärt, ehe er zurückginge, mache er lieber selbst Schluß. Vor Brest-Litowsk ist er auch geblieben."

Engelrodt räusperte sich. Dann hob er das Glas:

„Ehre seinem Andenken."

„Ehre seinem Andenken", wiederholte Peter. Einen Augenblick war Schweigen im Raum, dann fuhr Peter fort:

„Ich glaube, Herr Engelrodt, es gibt in Deutschland viele solcher tapferen Menschen. Und darum glaube ich ebenso fest an Deutschlands Wiederaufstieg, wie ich an einen Herrn über uns glaube, ohne dessen Wille kein Sandkörnchen verlorengehen kann."

Engelrodt sah seinen jungen Gefährten ernst an:

„Ich glaube, wir passen zusammen, Ott."

●

Der Mond war voll über dem Hoherodtskopf aufgegangen. Peter Ott stand in seinem Zimmer. Es war ein behaglicher Raum mit nachgedunkelten alten Möbeln, einem breiten altmodischen Bett und einem großen Schreibtisch, auf dem Peter seine Zeichnungen und Berechnungen ausbreiten wollte. Alles war still, die Fenster waren dunkel. Es war eine kalte klare Nacht. Die Bergkuppen und Hänge zeichneten sich plastisch in der Helligkeit ab. Peter stand am Fenster und sah hinaus. Es war ein Mondabend, der ihn unwillkürlich an den Abend auf Friedes Veranda erinnerte. Damals war es noch Sommer gewesen und er Friede noch nahe.

Aufatmend trat er vom Fenster zurück. Wo mochte Friede jetzt weilen? Sie war doch nicht das, was er in ihr geträumt hatte, wenn Luxus und öffentliche Anerkennung ihr Lebensbedürfnis waren. Das Vorbild einer deutschen Frau sah anders aus. Plötzlich mußte er an die alte Bärbe denken. Welch eine Heldin war diese einfache, bescheidene Frau. Vier Söhne hatte sie dem Vaterlande geopfert, ohne zu klagen. Und der Heimatboden hatte ihr den Gatten genommen. Aber sie lebte weiter und tat ihre Pflicht auf ihrem Platze, wo das Schicksal sie hingestellt hatte. Das war ein Beispiel für wirklich heldisches Leben, für das Sichemporheben über irdische Nichtigkeiten. Wer so lebte und wirkte, der war der Heimat wert. Er wollte an seinem Teil arbeiten, um auch sich die Heimat neu zu verdienen. Zum ersten Male seit Wochen schlief er ruhig ein ohne die brennende Sehnsucht nach Friede. Es schien, als verginge vor diesem großen stillen Lande hier sogar die Sehnsucht nach ihr.

●

7. Kapitel.

Im Hause Don Claudio di Zapotas auf der Calle Bolivar in der Stadt Mexiko stand das Barometer auf Sturm. Denn in den mexikanischen Zeitungen konnte man in sensationeller Aufmachung folgende Mitteilung lesen:

„Don Luis Potosi, der bekannte Petroleumgroßindustrielle, hat die deutsche Turnierreiterin Senorita Friede von Stetten für ein Springturnier in Mexiko gewonnen. Sennorita von Stetten hat sich bereits mit ihrem Turnierpferd Fanfare eingeschifft und ist an Bord Gegenstand größter Aufmerksamkeit."

Der geschäftstüchtige „Corrida" brachte zu seiner Meldung sogar das Funkbild der deutschen Sportlerin und eine überschwengliche Beschreibung ihrer Persönlichkeit. Sie begann bei Friedes Ahnen und endete bei der Schilderung der reizenden, echt germanischen Schönheit Friede von Stettens.

Diese Beschreibungen waren es, die Donna Victoria di Zapota geradezu in Wut versetzten. Ihre kleine Zofe Manuela hatte ganze Packen der neuesten Zeitungen und Zeitschriften ans Bett ihrer Herrin schleppen müssen. Manuela hatte zuerst gar nicht begriffen, was Donna Victoria wollte bis sie sah, daß diese mit nervösen Händen eine Seite nach der andern umschlug, um dann immer wieder bei den Sportnachrichten zu verweilen. Da hatte es die kleine Manuela bald heraus; das wütende Interesse ihrer jungen Herrin galt offenbar der deutschen Sportlerin. Die schien ja auch wirklich ein Ausbund an reiterlichem Können und an Schönheit zu sein. Manuela verschlang draußen schnell eine dieser Sensationsnachrichten. Erst dann reagierte sie auf das wütende Klingeln aus dem Schlafzimmer Donna Victorias. Sie konnte sich wohl vorstellen, daß die Herrin so erregt war. Galt sie doch bis jetzt als die schönste Frau Mexikos und als waghalsigste Reiterin des Landes. Diese Deutsche aber schien wahrhaftig alles zu besitzen, um Donna Victoria den Rang abzulaufen. Weizenblondes Haar, die Sehnsucht aller mexikanischen Frauen, graue Augen, eine große und gertenschlanke Figur. Manuela wußte, wie Donna Victoria ewig zwischen der Neigung zum hemmungslosen Genuß von Süßigkeiten und dem Wunsche, gegen ihre beginnende Körperfülle anzukämpfen, schwankte. Das würde heute einen stürmischen Tag geben. Wenn die Herrin schlechter Laune war, war es gerade als ob ein Wirbelwind durchs Haus jagte. Wenn es noch Don Claudio, der Gatte der Herrin, gewesen wäre, der die Deutsche hierhergebracht hätte, dann wäre es vielleicht noch gegangen. Aber Don Potosi, das war für die Herrin zu viel! Manuela wußte, die Ehe zwischen der Herrin und ihrem Gatten war nicht mehr berückend. Obwohl Don Claudio, der gleich Don Potosi den Erdölmarkt Mexikos beherrschte, Donna Victoria alles zu bieten vermochte, was sie wollte. Nur eines verstand er nicht, ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, sie zu bewundern, wie eine mexikanische Senora, die ihre Ahnen bis auf die Aztekenkaiser zurückführen konnte, es erwarten durfte. Manuela hatte selbst einmal gehört, wie Don Claudio ungeduldig zu seiner Frau gesagt hatte:

„Was willst du? Ich habe mehr im Kopf, als dir dauernd den Hof zu machen. Es sollte dir genügen, meiner Liebe sicher zu sein und daß ich dir all den Luxus zu schaffen vermag, der zu mir gehört. Aber wenn ich fortgesetzt, wie in unserer Verlobungszeit, dein Galantuomo sein soll, komme ich nicht mit meinen Geschäften zurecht. Und du weißt selbst, wenn man heute nicht den Kopf für seine Unternehmungen frei hat, kann man leicht vor die Hunde gehen. Außerdem hast du an Don Luis ja einen treuen Verehrer mit all den Eigenschaften, die du an mir vermißt."

Einen Augenblick war Stille gewesen, dann hatte Manuela die Stimme der Herrin gehört. Sie klang eigentümlich leise:

„Und bist du sicher, daß ich die Vernachlässigung von deiner Seite immer ertragen werde, Claudio? Du weißt nicht, was eine Frau tun kann, wenn sie sich zurückgesetzt fühlt."

Da hatte Don Claudio laut aufgelacht und gesagt:

„Nichts, wenn sie in einen Mann verliebt ist, in so einen Mann wie ich, Querida!"

Was die Herrin darauf geantwortet, konnte Manuela nicht hören. Sie besann sich nur, am Abend hatte der Herr Donna Victoria den wunderbaren Schmuck aus Smaragden mitgebracht, den sie sich schon so lange gewünscht. Damit schien es gut zu sein. Aber was Don Claudio nicht wußte, daß Don Luis seit diesem Abend häufig und häufiger in Abwesenheit des Hausherrn bei Donna Victoria erschien. Manuela konnte es nicht begreifen, was war der kleine Don Potosi gegen den großen, schöngewachsenen Don Claudio? Aber er machte ja nicht ihr den Hof, sondern der

Herrin. Und sie konnte auch zufrieden sein. Denn so reiche Trinkgelder, wie Don Luis, gab niemand der kleinen Zofe.

Don Claudio schien sogar damit zufrieden, daß Donna Victoria ihn plötzlich mit ihren vielen Wünschen nach Gesellschaften, nach Ausflügen, nach Theaterbesuchen in Ruhe ließ. Seitdem konnte er viel ungestörter seinen Geschäften nachgehen. Finanziell versagte Don Claudio di Zapota seiner schönen Frau keinen Wunsch. Sein Scheckbuch stand ihr restlos zur Verfügung, und das Guthaben, das er ihr auf der Bank immer wieder nachfüllte, war nicht klein.

Nur Zeit konnte er für sie nicht aufbringen. Die Petroleumquellen in Catuna — die Bonanza auf dem Hochland von La Mesa und die neue Hazienda in Durango — das alles nahm ihn voll in Anspruch. Nur während der heißesten Monate gönnte er sich Urlaub. Aber auch diesen verbrachte er hauptsächlich allein. Denn er war von der Arbeit, von den blitzschnellen Kombinationen, die notwendig waren, von dem kaltblütigen Spekulieren an den Börsen der Welt vollkommen ausgepumpt. Er glaubte sich auch Donna Victorias sicher. Er konnte nicht begreifen, daß eine Frau, reich, schön, unabhängig, trotzdem unzufrieden sein konnte. Vor allen Dingen, Potosi schien ihm kein Gegner. Er ahnte ja nicht, daß Donna Victoria zu den Frauen gehörte, denen tausend Verehrer nichts sind, wenn der tausendhundertste sie verschmäht. So hatte Potosi mit seinem unaufhörlichen Werben um Donna Victorias Gunst endlich gewonnenes Spiel. Sein Ziel war kein geringeres, als die wunderschöne Frau ganz für sich zu gewinnen. Er fühlte sich Claudio gegenüber immer unsicher und minderwertig. Auch geschäftlich war Victorias Gatte bisher immer der Führende gewesen. Aber in Potosi lebte, wie in allen sehr kleinen Menschen, ein krankhafter Ehrgeiz. Er wollte den ersten Anteil an den Geschäften und wollte die schönste Frau Mexikos haben.

Schließlich hatte er sie soweit, daß sie bereit war, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen, trotz der strengen, mexikanischen Gesetze, die eine Scheidung fast zur Unmöglichkeit machen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer deutschen Frau.

(Zum 125. Todestag der Königin Luise am 19. Juli 1935.)

Von O. G. Foerster.

Vergnügen im Goethe-Haus.

Im Sommer 1790 reisen die Prinzessinnen Luise und Friderike mit ihrer Großmutter, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, nach Frankfurt zur Kaiserkrönung Leopolds II. In dem Hause der Frau Rat Goethe am Hirschgraben finden die beiden Schwestern Unterkunft. Ihre Wirtin ist eine Frau, die sich glücklich schätzt, junge und lebensfrohe Fürstenkinder um sich zu haben. Doch mit den Prinzessinnen zieht auch ihre Erzieherin, Mademoiselle Gélieu, ins Haus, eine würdige Dame, die unerbittlich über das standesgemäße Benehmen ihrer Zöglinge wacht.

Auf dem Hof der Frau Rat steht ein herrlicher Brunnen aus rotem Sandstein. Wenn das Dienstmädchen morgens und abends Wasser pumpt und aus dem pausbackigen Gesicht einer mythologischen Figur der dicke Wasserstrahl in den Eimer fährt — dann möchte Prinzeß Luischen nur allzu gern auch mal pumpen . . . Aber die pedantische Gouvernante hat ihr Augen überall!

Eines Morgens schleichen sich die Prinzessinnen auf den Hof, die Frau Rat ist mit im Bunde, Friderike hält den Eimer unter den Wasserspeier, und Luise bewegt den Eisenschwengel. Da schallt ein Entsetzensschrei aus dem Fenster: „Prinzessin Luise! Was machen Sie? Mon dieu!" Die Gélieu schaut mit empörtem Gesicht herab, und nun schickt sie sich an, die Treppe herunterzueilen, um die Prinzessinnen von ihrem unpassenden Tun abzuhalten. Doch die Frau Rat ist schneller, sie ersteigt schnell die Treppe und riegelt die Gouvernante in ihrem Zimmer ein. „So, nu soll se nor komme", lacht sie, „nu is se eig'schlosse — nu könne Se zu Ihrem Gaudium weiter pumpe, Mesdames Prinzeßcher!"

Brautwerbung.

Eine alte Frankfurter Bürgerfamilie bewahrt noch ein Porzellanservice auf, das eine heitere Geschichte zu erzählen weiß. In diesem Hause lernte Prinzeß Luise im Frühjahr 1793 zuerst ihren späteren Gatten, den preußischen Kronprinzen, kennen. Die beiden jungen Menschen faßten schnell eine innige Zuneigung füreinander. Doch war der Kronprinz zu wortkarg und Luise zu befangen, als daß sie den Mut zu einer Erklärung gefunden hätten.

Bei einem Festmahl nun rollte der Kronprinz ein Brotkügelchen auf dem Porzellanservice der ihm gegenübersitzenden Prinzessin zu und flüsterte dabei:

„Wenn Sie den lieben, der Ihnen dies zurollt, so tun Sie ein gleiches!"

Von drüben kam keine Antwort. Zwei Gerichte gingen vorüber, und erst beim dritten fanden sich auf dem Teller des Kronprinzen zwei Kügelchen vor . . .

Zweierlei Adel.

1797 umjubeln die Berliner ihre neue Königin: Luise von Preußen. Nach einer Zeit prunkvollen Müßiggangs gibt die junge Königin ihrem Volk das Beispiel eines einfachen, tugendhaften und pflichtbewußten Lebens. Auf einer Reise nach Magdeburg werden ihr zahlreiche Offiziersfrauen vorgestellt. Unter ihnen befindet sich die Gattin eines Hauptmanns, Tochter eines angesehenen Magdeburger Kaufmannes.

„Was sind Sie für eine Geborene?" fragt Luise unbefangen die junge Frau. Die Angeredete, die sich unter den anwesenden Damen als die einzige Nichtadlige weiß, antwortet verwirrt: „Ach, Majestät . . . ich bin gar keine Geborene . . ."

Ein spöttisches Lächeln geht über die Gesichter der anderen Damen. „Also eine Mißgeburt!" höhnt leise eine Baronin. Doch Luise hat den „Scherz" gehört. „Ei, Frau Hauptmann", spricht sie laut und bedeutungsvoll, „Sie haben mir recht naiv-satirisch geantwortet. Ich habe mit dem Ausdruck „von Geburt sein" auch nie einen sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Und was den Adel anbelangt, so gibt es einen, der angeboren ist, einen zweiten aber, den man sich erwirbt: den des starken Herzens und des Verdienstes. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, dies hier auszusprechen."

Opfer für das Vaterland.

Am 6. Juli 1807 fand jene Zusammenkunft statt, in der Luise mit Seelengröße eine Demütigung auf sich nahm, um bei Napoleon einen für ihr Volk günstigeren Frieden zu erreichen. In Tilsit begegneten sich die beiden: die schöne, edle Preußen-Königin und der Korse, der wenige Wochen vorher Luise mit niederträchtigen Schmähungen verfolgt hatte.

„Wie konnten Sie auf den Gedanken kommen, mit mir Krieg zu beginnen?" fragt Napoleon. — „Wir hatten uns in unseren Hilfsquellen getäuscht", antwortete die Königin ruhig. — „Und Sie bauten auf den Kriegsruhm Friedrichs des Großen und täuschten sich selbst!" — „Sire, dem Ruhm Friedrichs II. war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen."

Bei der Festtafel bricht Napoleon eine Rose von einem Blumentopf und reicht sie der Königin. Luise zögert, dann überwindet sie sich und sagt lächelnd: „Zum wenigsten mit Magdeburg!" Napoleon bleibt unerbittlich: „Es ist an mir, zu bieten, und an Ihnen, anzunehmen oder abzuweisen." Da weist Luise die Blume von sich: „Keine Rose ist ohne Dornen, aber diese Dornen sind zu scharf für mich." Unverrichteter Dinge reist die Königin nach Memel zurück. Ihr Opfer ist umsonst. Und seit diesem Tage wird sie nie mehr von Herzen froh wie einst in glücklichen Parchimer Zeiten . . .

Das moralische Wasser.

Im Dezember 1809 reist das Königspaar nach Berlin zurück. Unterwegs wird in Freienwalde gerastet. Das war damals ein beliebter Bade- und Brunnenkurort, dessen Mineralwasser auch der Königin gute Dienste leistete. Nach der Mittagstafel sagt Luise: „Hier fühle ich mich so recht gesund." Der alte treue Diener Heinrich vernimmt dieses Wort und meint: „Das macht das moralische Wasser, Majestät!" Ein helles Gelächter geht durch den Saal, und der alte Diener steht verwirrt da.

Luise aber bleibt ernst. „Ich glaube“, sagt sie mit sanftem Lächeln, „wir haben unseren guten Heinrich nicht verstanden. Mir scheint, als hätte er eine tiefe Wahrheit gesagt. Wer eine Kur mit Nutzen gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, daß ihm das mineralische Wasser zugleich ein moralisches werde.“ Da richtete sich der alte Heinrich wieder auf und versichert: „Niemand versteht mich doch besser als unsere gute Königin.“

Fahrt ins Blaue.

Zu Anfang der Inflationszeit verließ die „Carolina“, ein großes Segelschiff, unter Führung von Kapitän Schott mit Stückgütern beladen, einen deutschen Hafen. Bestimmungsort war San Amalia oder doch ein ähnlich benannter Ort an der kalifornischen Küste, etwa hundert Seemeilen südlich von San Franzisko gelegen.

Kapitän Schott hatte den Namen seines Bestimmungshafens in keinem Segelhandbuch, keinem Leuchtfeuerverzeichnis und keiner Seekarte finden können. Er schloß daraus, daß San Amalia ein neuer Hafenplatz sein müsse, und hatte seinen Schiffsmakler um die Beschaffung einer Spezialkarte des Hafens gebeten. Diese Karte war ihm ausgehändigt worden. Die gesamten Hafenanlagen bestanden aus einer Landungsbrücke, die sich weit ins Meer hinein erstreckte; am äußeren Ende war ein kleiner Leuchtturm errichtet. Der Ort selbst umfaßte nur einige wenige Güterschuppen. Die Reede zeigte guten Ankergrund und mäßige Wassertiefen. In einer kurzen Beschreibung des Hafens, die beigefügt war, wurde erwähnt, daß genügend Leichterraum zur Aufnahme von Ladung vorhanden sei. Kapitän Schott war mit den Angaben zufrieden; sie genügten ihm.

Nach einer günstigen Reise kam die „Carolina“ in der Nähe ihres Bestimmungsortes an. Häfen wie San Amalia sind von See aus nur schlecht auszumachen, besonders von einem Segelschiff, weil dieses sehr vorsichtig manövrieren muß, um seine Bewegungsfreiheit nicht zu gefährden. Das Wetter war schön, die Sicht ausgezeichnet, die Küste lag wie ein langer weißer Streifen im Sonnenlicht, aber — keine Landungsbrücke, kein Leuchtturm, keine Güterschuppen, überhaupt kein San Amalia war zu entdecken. Astronomische Beobachtungen wurden gemacht, überprüft, neue gemacht, alle mit demselben Ergebnis, man war an Ort und Stelle, darüber herrschte kein Zweifel. Das Schiff war genau auf dem richtigen Fleck, aber San Amalia ließ sich nicht sehen.

Kapitän Schott wurde nervös, entrüstete sich in mehreren Kultursprachen über den eigenartigen Umstand und äußerte zuletzt die Vermutung, ein Erdbeben habe das ganze Nest verschluckt. Zwei Tage hielt sich die „Carolina“ in der Nähe der Küste auf. Noch einmal verglich Kapitän Schott den Standort seines Schiffes mit der geographischen Breite und Länge von San Amalia, wie sie aus der Spezialkarte zu entnehmen war, schüttelte den Kopf, gab eine derbe Kraftäußerung von sich und ließ kurz entschlossen sein Schiff Kurs San Franzisko nehmen.

Am nächsten Tage schon kam die „Carolina“ dort an und ankerte auf der Reede innerhalb des goldenen Tores. Kapitän Schott befragte den Lotsen, der das Schiff zu Anker brachte, nach dem Hafen San Amalia. Der Amerikaner kannte die ganze Küste wie seine Westentasche, so behauptete er, aber einen Hafen San Amalia gäbe es nicht.

Der Hafenarzt kam an Bord, auch er hatte noch niemals etwas von San Amalia gehört.

Die Zoll- und Hafenbehörden kamen als nächste an. Die Herren äußerten ihr Erstaunen darüber, daß ihnen keine Meldung von einer bevorstehenden Ankunft des Schiffes zugegangen sei. Kapitän Schott erklärte ihnen, er habe San Franzisko nur angelaufen, um genaue Angaben über die Lage des Hafens von San Amalia zu erhalten. Die Beamten sahen sich an und schworen, es gäbe an der ganzen amerikanischen Westküste keinen Hafenplatz dieses Namens. Kapitän Schott war nun fast erschossen.

Ein Zollinspektor sah die Ladungspapiere durch: „Herr Kapitän“, meinte er, „Ihre gesamte Ladung ist für Craigh Brothers, wie ich sehe. Die Firma hat hier am Platz eine Vertretung. Von dort werden Sie sicherlich die gewünschte Auskunft erhalten, zum mindesten wird man sie Ihnen beschaffen können.“

Dies leuchtete ein. Der Zollinspektor beauftragte einen Beamten, mit der Barkasse an Land zu fahren, die Vertreter von Craigh Brothers anzurufen, ihnen die Ankunft der „Carolina“ mitzuteilen und sie aufzufordern, schnellstens, zwecks Klärung der Angelegenheit, an Bord zu kommen.

Nach kaum einer Stunde war die Barkasse wieder längsseits. Der Beamte und ein Herr Pratt, Vertreter der Firma Craigh Brothers in San Franzisko, kamen an Bord. Herr Pratt hatte ein ewiges Lächeln im Gesicht, begrüßte Kapitän Schott mit kräftigem Händedruck und sagte: „Well.“

„Hier ist nicht zu wellen, Herr Pratt, hier ist dicke Luft, wo liegt San Amalia?“ antwortete Kapitän Schott erbost.

„Der Ort soll auf genau der Stelle liegen, die in der Spezialkarte, die Ihnen übergeben worden, angegeben ist, Herr Kapitän.“

„Soll da liegen, liegt aber nicht da, Herr Pratt“, antwortete Kapitän Schott gereizt.

Herr Pratt lächelte milde: „Herr Kapitän, noch liegt San Amalia allerdings nicht dort, aber wenn Sie Ihre Ladung gelöscht haben, dann wird es da sein, nehme ich an.“

„Sie quatschen, Herr Pratt, ich habe mir die Augen nach dem Hafen ausgesehen, er ist nicht da. Was nun?“

Herr Pratt zeigte lächelnd auf die Spezialkarte, die vor ihnen auf dem Tisch lag: „Sie haben etwas übersehen, Herr Kapitän; rechts unten steht: P r o j e k t i e r t e r Hafen von San Amalia.“

„Und?“ Kapitän Schott sah Pratt verständnislos an.

„Die Landungsbrücke, den Feuerturm, die Wellblechschuppen und die Leichter werden Sie doch schon gesehen haben, Herr Kapitän?“ Pratt lächelte nicht mehr, er grinste. „Sie haben den ganzen Hafenplatz, mit allem Drum und Dran, als Ladung an Bord. Die beiden Leichter habe ich schon an Deck stehen sehen.“

„Himmeldonnerwetter! So eine verfluchte Papierwirtschaft“, rief Schott und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Manifestblätter hochwirbelten, „so ein Witz, aber es ist ja zum Lachen . . .“

„Finde ich auch, Herr Kapitän“, schmunzelte Mister Pratt.

Am folgenden Tag versegelte die „Carolina“ nach dem kahlen Sandstrand südlich von San Franzisko. An Bord befand sich ein Küstenlotse. Das Schiff ankerte querab von einer Stelle, wo ein einsamer Pfahl, vom Sand halbverweht, eingegraben war. Es war das Meßzeichen, der Ausgangspunkt der Landungsbrücke von San Amalia.

„Doch noch zurecht gekommen“, sagte Kapitän Schott erleichtert, „man wird über die Geschichte lachen — soll man.“ Und darin hatte er sich nicht geirrt.





Am Billetschalter: „Bitte einen Stehplatz!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.